

Kapitel 1

DER TAG, AN DEM DIE MÄNNER VERSCHWANDEN

Mariquita, 15. November 1992

Der Tag, an dem die Männer verschwanden, begann wie ein typischer Sonntagmorgen in Mariquita: Die Hähne vergaßen, das Morgengrauen anzukündigen, die Kirchenglocke rief die Gläubigen nicht zum Frühgottesdienst, und nur eine Person nahm an der Sechs-Uhr-Messe teil: Die Witwe Doña Victoria viuda de Morales. Die Witwe war den Ablauf ebenso gewohnt wie Padre Rafael. Anfangs war es für beide ein wenig peinlich gewesen; für den kleinen Priester, der hinter der Kanzel fast gänzlich verschwand, während die Witwe, groß und üppig, stumm in der ersten Reihe saß und seiner Predigt lauschte, den Kopf mit einem schwarzen Schleier bedeckt, der ihr bis zu den Schultern reichte. Am Ende waren sie übereingekommen, sich die Zeremonie zu schenken, nun tranken sie meist einen Kaffee zusammen und erzählten sich den neuesten Klatsch. An dem Tag, an dem die Männer verschwanden, beschwerte sich der Padre über den drastischen Spendenrückgang; anschließend diskutierten sie, wie man die Gläubigen wieder dazu bewegen könnte, den Zehnt zu entrichten. Im Anschluss an ihre Unterhaltung empfing die Witwe die Heilige Kommunion, obwohl sie auf die Beichte verzichteten. Dann murmelte sie noch ein paar Gebete, ehe sie wieder nach Hause ging.

Durch das offene Wohnzimmerfenster ihres Hauses hörte die Witwe Morales die Straßenhändler, die ihre Leckereien – »Morcil-

las! Empanadas! Chicharrones!« – den Frühaufstehern feilboten. Sie schloss das Fenster, wenn auch eher wegen des unangenehmen Geruchs von Blutwurst und gebratenem Fleisch als wegen der lauten Stimmen. Sie weckte ihre drei Töchter und ihren einzigen Sohn und ging in die Küche, wo sie ein frommes Lied vor sich hin piffte, während sie das Frühstück für die Familie bereitete.

Um acht Uhr morgens standen die meisten Türen und Fenster in Mariquita offen. Die Männer spielten Tangos und Boleros auf alten Phonographen oder lauschten den Radionachrichten. Auf der Hauptstraße schleppten Bürgermeister Jacinto Jiménez und Polizeisergeant Napoleón Patiño einen großen runden Tisch und sechs Klappstühle unter einen ausladenden Mangobaum, um mit ein paar Nachbarn Parcheesi zu spielen. Zehn Minuten später trug Don Marco Tulio Cifuentes, der hünenhafte Besitzer des El Rincón de Gardel, zwei Betrunkene aus seiner an der südwestlichen Ecke des Dorfplatzes gelegenen Bar, jeden auf einer Schulter. Er ließ sie nebeneinander zu Boden gleiten, schloss sein Etablissement und machte sich auf den Heimweg. Um acht Uhr dreißig begann Don Vicente Gómez in der Barbería Gómez, einem kleinen, gegenüber dem Rathaus von Mariquita gelegenen Gebäude, seine Rasiermesser zu schärfen und Käämme und Bürsten mit Alkohol zu desinfizieren, während seine Frau Francisca die Spiegel und Fenster mit feuchtem Zeitungspapier putzte. Zwei Straßen weiter feilschte Rosalba Patiño, die Frau des Polizeisergeanten, auf dem Markt mit einem rotgesichtigen Farmer um den Preis für sechs Bündel Kornähren, während alte Frauen unter grünen Markisen ihre Waren feilboten, von Kalbsfüßen in Aspick bis zu Raubkopien von Michael Jacksons *Thriller*. Um fünf nach halb neun begannen sich die Restrepo-Brüder (alle sieben) auf dem Acker gegenüber dem Haus der Witwe Morales für ihr wöchentliches Fußballspiel aufzuwärmen, während sie auf David Pérez warteten, den Enkel des Dorfschlachters, der den einzigen Ball besaß. Fünf Minuten später flanierten zwei alte Jungfern mit langem Haar und leicht eckigen Körpern Arm in Arm über den

Platz, verfluchten ihr Altfräuleindasein und traten nach den streunenden Hunden, die ihren Weg kreuzten. In einem Mietshaus mit grüner Fassade, drei Blocks von der Plaza entfernt, wälzte sich Ángel Alberto Tamacá, der Dorfschullehrer, um zehn vor neun im Bett herum und träumte von seiner geliebten Amorosa. Um drei Minuten vor neun ging Doña Emilia höchstpersönlich durch die am Ortsrand gelegene Casa de Emilia (das Dorfbordell); sie weckte die letzten Kunden, warnte sie, dass sie sich schweren Ärger mit ihren Frauen einhandeln würden, wenn sie sich nicht ruckzuck verabschiedeten, und keifte eines der Mädchen an, weil ihr Zimmer wie ein Schweinestall aussah.



Unmittelbar nach dem neunten Schlag der Kirchenglocke – das Echo klang noch in den Ohren des Küsters – tauchten von überall her insgesamt etwa drei Dutzend Männer in verschlissenen grünen Uniformen auf, feuerten ihre Gewehre ab und riefen: »Viva la Revolución!« Sie marschierten die engen Gassen entlang; ihre sonnenverbrannten Gesichter waren schwarz bemalt, und ihre Hemden klebten an ihren hageren Körpern. »Wir sind die Volksarmee«, verkündete einer von ihnen durch ein Megaphon. »Wir kämpfen dafür, dass alle Kolumbianer Arbeit finden und ihren Bedürfnissen entsprechend bezahlt werden, aber wir brauchen eure Unterstützung!« Kein Dorfbewohner befand sich mehr auf den Straßen; selbst die streunenden Hunde waren nach den ersten Schüssen geflohen. »Bitte«, fuhr der Mann fort. »Helft uns mit allem, was ihr entbehren könnt.«



In ihrem Haus räumte die Witwe Morales mit ihren drei Töchtern und ihrem Sohn den Esstisch ab. »Das hat uns gerade noch gefehlt«, murrte die Witwe. »Schon wieder eine Guerillatruppe.

Ich habe die Nase voll von diesen gottlosen Bettlern, die alle nase-lang hier vorbeikommen.«

Ihre beiden jüngeren Töchter, Gardenia und Magnolia, eilten ans Fenster in der Hoffnung, einen Blick auf die Rebellen zu erhaschen, während der einzige Sohn der Witwe, Julio César, sich ängstlich an seine Mutter klammerte. Orquidea, die Älteste, musterte ihre Schwestern und schüttelte missbilligend den Kopf.

Vor etwa fünf Jahren hatte Orquidea Morales ein für alle Mal das Interesse an Männern verloren. Ihr war klar, dass sie nicht besonders anziehend wirkte, und in ihrem Alter – sie war einunddreißig – konnte sie auf weitere Zurückweisungen getrost verzichten. Sie hatte spitze Ohren, eine Hakennase und einen Mund, der zu klein für ihre großen, schiefen Zähne war. Außerdem prangten an ihrem Kinn drei Warzen, die wie goldene Rosinen aussahen. Bei Orquideas Geburt hatten sich die unschönen Auswüchse noch auf ihren Wangen befunden, waren im Lauf ihrer Jugend aber zum Kinn herabgewandert. Sie hoffte, die Warzen würden noch weiter nach unten wandern, in Bereiche, wo sie nicht mehr so offen zu sehen waren. Orquidea behauptete, noch Jungfrau zu sein, was die ungehobelten Kerle von Mariquita mit rüpelhaften Bemerkungen gern und wiederholt bestätigten: »Wenn alle Jungfrauen so einen Körper hätten, blieben sie garantiert für immer unberührt.« Die Brust hatte sie von ihrem Vater geerbt; zwei kleine dunkle Nippel, die ihren flachen Brustkorb zierten. Den Rat ihrer Schwestern, sich BHs zu kaufen und diese mit Getreidespelze auszustopfen, ignorierte sie und trug weiterhin nichts unter ihren makellos weißen Blusen. Orquidea besaß weder eine erkennbare Taille noch sonstige Kurven; sie war ein wandelndes Rechteck, verfügte aber über ein ausgesprochen einnehmendes Wesen. Ob Napoleon Bonaparte oder Simón Bolívar, Shakespeare oder Cervantes, Island oder Patagonien, über alles konnte man sich trefflich mit ihr unterhalten, ebenso gut aber scherzte man mit ihr über die kolumbianische Politik. Ihr gesamtes Wissen hatte sie sich in der kleinen Schulbibliothek von Mariquita ange-

lesen – sie kannte fast alle dort vorhandenen Bücher –, blieb aber trotz Belesenheit und hoher Allgemeinbildung eine strenggläubige Katholikin. Sie war felsenfest davon überzeugt, dass der Papst Stellvertreter Gottes auf Erden sei, und gern träumte sie davon, wie er ihre Bibel signierte: »Für Orquidea Morales, meine ergebenste Dienerin. Herzlich, Johannes Paul II.«

In jüngeren Jahren hatte Orquidea einen Verehrer gehabt: einen Farmarbeiter namens Rodolfo, der sich durch die Heirat mit ihr verbessern wollte. 1986 aber, als die erste marxistische Guerillatruppe auf der Suche nach Freiwilligen durch Mariquita gezogen war, hatte er sich zu Orquideas Überraschung den Rebellen angeschlossen. Sie regte sich darüber derart auf, dass sie zwei Monate lang Durchfall hatte. Eines Tages kam sie schließlich vom Donnerbalken zurück und sagte laut und selbstbewusst: »Jetzt habe ich mir die Liebe zu Rodolfo endgültig ausgeschissen!«

Seitdem hatte Orquidea nie wieder einen Freund oder Durchfall gehabt.



»Kommt bitte zu uns auf die Plaza«, rief einer der Guerilleros abermals durch ein Megaphon. »Wir werden niemandem ein Haar krümmen. Wir kämpfen für eure Rechte, für die Rechte aller Kolumbianer.« Ein ums andere Mal wiederholte er seine Worte, jedes Mal noch ein bisschen lauter, doch außer dem Dorfschullehrer, zwei Betrunkenen, einer Prostituierten, die nicht schlafen konnte, und drei streunenden Hunden nahm niemand die Einladung der Rebellen an.

»Darf ich gehen, Mamá?«, fragte Gardenia Morales ihre Mutter, die gerade das Geschirr abwusch, während Julio César abtrocknete.

»Bei diesen kommunistischen Aufführern hast du nichts zu suchen!«

»Aber ich habe doch sonst nichts zu tun.«

»Hol dein Nähkästchen und kümmere dich um die Decke für die Frau des Bürgermeisters. Wir brauchen das Geld.«

»Es ist Sonntag, Mamá. Ich will ins Dorf gehen.«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe, Gardenia«, erwiderte die Witwe und hob dabei sowohl den Blick als auch die Stimme.

Gardenia schritt wütend von dannen, wobei sie einen stechenden Geruch hinterließ. Julio César hielt sich beide Hände vor Mund und Nase und murmelte durch die Finger: »Mamá, mach sie nicht sauer.«

So wie auch ihre beiden Schwestern war Gardenia nach einer duftenden Blume benannt worden. War sie aber genervt, aufgebracht oder betrübt, sonderte ihr Körper einen Geruch ab, der sich vom Odeur der zarten Blume drastisch unterschied. Egal wie oft sie ein warmes Bad mit Rosen-, Geißblatt- oder Jasminduft nahm oder sich mit lieblichsten Wohlgerüchen parfümierte, stets entströmte ihren Poren ein kadaverartiger Geruch, wenn ihr etwas gegen den Strich ging. Dr. Ramírez, der einzige Arzt im Dorf, hatte nichts ausrichten können, und die Medizinmänner, zu denen ihre Mutter sie geschleppt hatte, meinten, dass Gardenia von einem bösen Geist besessen war. Da nichts getan werden konnte, hatte sich die Familie Morales mit dem immer wieder auftretenden Gestank abgefunden. Davon abgesehen aber war Gardenia eine attraktive Frau. Sie war siebenundzwanzig und forderte ihre Schwestern immer wieder auf, ihr auch nur eine einzige Falte nachzuweisen. Sie hatte große schwarze Augen und volle Lippen, hinter denen sich zwei makellose Reihen weißer Zähne verbargen. Ihre stark ausgeprägten Augenbrauen zupfte sie nie, doch benutzte sie bei besonderen Gelegenheiten Wimperntusche mit Curl-Effekt. Ihr langer, graziler Hals wurde stets von einer wohlriechenden Kette geschmückt – einem unsichtbaren Nylonfaden, an dem sie Gewürznelken, Kardamomsamen und Zimtstäbchen aufgereiht hatte. Hinter das linke Ohr steckte sie sich gern frische Blumen, Engelstropfen oder Lilien etwa, je nachdem, was gerade am besten roch. Fast unabsichtlich fuhr sie sich alle paar Sekun-

den mit der Zunge über die Lippen, eine Angewohnheit, die die frommen Frauen von Mariquita für ein Zeichen der Wollust hielten. Tatsächlich aber war Gardenia noch Jungfrau, genau wie ihre ältere Schwester. Sie hatte drei Verehrer aus den umliegenden Dörfern gehabt, die sich aber schleunigst aus dem Staub gemacht hatten, als ihnen die Ursache des Gestanks klar geworden war. Selbst 1988, als die zweite Guerillatruppe auf der Suche nach Freiwilligen nach Mariquita gekommen war, hatte Gardenia zu den wenigen Frauen gezählt, die von den lüsternen, jedem Weiberrock hinterherjagenden Rebellen verschmäht worden war.

...